

Wochentags-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 159.

Dienstag, 10. Juli.

1928.

(15. Fortsetzung.)

Die Zwillinge.

Roman von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

Diese Gedanken bohrten sich immer fester in Kurt Lensings Hirn. Und wenn er nach Hause kam und Ernst mit der Mutter tuscheln sah, da wurde er erst ärgerlich, dann hatte er im stillen gelacht. Und was verstand die Mutter von der neuen Zeit? Nein nichts! In ihrem ganzen Leben war sie kaum einmal von der Heimat fortgekommen. Er aber hatte im Kriege Frankreich und Belgien, Polen und den Balkan gesehen. Und hatte dann die intensive Wirtschaft auf den großen Gütern studiert. Er fühlte der Gegenwart an den Puls. Dass es Ernst nicht vermochte, der doch auch vieles erlebt hatte, was ging er ihn letzten Endes an? Kam er nicht mit — nun, so trennte man sich! Wie er sich von seinem älteren Bruder Wilhelm hatte trennen müssen. Das war der Lauf der Welt! Man wuchs auseinander!

Als ihn eines Nachts diese Gedanken wieder einmal ganz arg packten, stand er auf. Auf die verschlafenen Fragen Ernsts hatte er nur ein Brummen übrig. Zu Christian Theiß ging er, warf ihn aus den Federn, ließ anspannen und fuhr zum Bahnhof. Die Züge nach Hamburg hatte er im Kopfe.

Stand dann an einer Ecke der Mönkebergstraße und sah auf das Hasten und Treiben der Großstadt, bummelte über den Jungfernstieg mit seinen schönen Läden, setzte sich in den Alsterpavillon und blickte über das Wasser. Hastete dann nach den Landungsbrücken in St. Pauli. Die Elbe schimmerte unter dem Sonnenschein, lockte. Lockte hinaus in die Ferne. Er begriff, dass von hier aus Auge und Hirn mit jäher und zäher Gewalt übers Meer gezwungen würden. Der Geruch von Teer und Wasser stieg ihm zu Kopf. Drüber von den Werften schallte das Hämmern über den breiten Fluss, auf dem kleine Fahrzeuge hin und her schossen, Sirenen geläutet, ein Riesendampfer heulte gerade auf. Tief lag er im Wasser, brachte Frachten von Übersee. Und dann stand er am Fuße des Hügels, von dem Bismarcks massiges Steinbild auf die Unterelbe sah. Der hier als Greis gestanden und gesagt: Eine neue Zeit, eine andere Welt! ... Und wenn er ein Greis geworden war, wie jener steinerne Riese da oben, wer vermochte heute zu sagen, wohin ihn dann Zähigkeit und Glück getragen hatten? Das Ziel vor den Augen und drauf zu marschiert! Los! Los! Los!

In Kurt Lensings fünfundzwanzigjährigem Hirn fing ein Wille an, sich zur Tat zu schwecken. Aber noch waren weiche Stellen vorhanden. Der Magen verlangte sein Recht. Nüchtern war er abgefahren von zu Hause, hatte im Alsterpavillon nur eine Kleinigkeit gefrühstückt. Ungebüld hatte ihn wieder hochgetrieben — und ein leises Zagen. Das jetzt hinausgepulvert aus dem Gehirn mit einer Flasche Seltz. Durstig war er geworden — sehr durstig! Sieber rüttelte in seinem Blute ... Gegangen bis zum Frauental, unterwegs noch irgendwo eine Tasse Plötz getrunken. Sein Herzschlag sollte trommeln zum Sturm.

Er verließ sich erst. Es war ein weiter Weg. Und manchmal wollte sein Schritt zag werden. Da lachte er sich aus, schwang den Spazierstock durch die Luft. Redete sich ein: Ein Eroberer geht zielbewusst seinen Weg — ein Eroberer!

Da lagen die schönen Villen des Frauental vor ihm. Wer hier wohnte, musste über massiges Geld verfügen. Jede Besitzung war ein kleines Rittergut wert: Siebenundzwanzig — neunundzwanzig — da in dem nächsten Hause, in diesem losketten, weißen Bau in dem großen Garten, da wohnte sie. — Sein Schritt stockte, das Herz schlug einen harten Takt. Trüb ihm das Blut in starken Wellen zu Kopf. Losmarschiert! Eroberer gingen nicht! Die packen zu! ... Und er griff nach der Klinke an dem schönen, schmiedeeisernen Tor, riss es auf, warf es hinter sich ins Schloss. Ließ auf das Haus zu, ohne rechts oder links zu sehen.

XVI.

Um Mittag stand der Christian Theiß vor Frau Lensing. Sie fragte ihn, wohin ihr Sohn gefahren sei. „Weiß ich nicht! Aber wahrscheinlich nach Hamburg!“

Ein finstres Gesicht machte der erste Gespannführer, strich sich mit der Hand seinen blonden Schnurrbart zur Seite.

„Hat er Ihnen denn keinen Auftrag gegeben?“

„Nein, der Herr Kurt sagt überhaupt schon lange nichts mehr zu mir! ... Seit die Frau aus Hamburg hier war, macht die Arbeit keinen Spaß mehr!“

„Sie sind ein verständiger Mann, Christian! In jedes Menschen Leben kommen Zeiten, die einem nicht gefallen!“

Das wußte der Christian Theiß. Solche Zeiten hatte er selbst durchgemacht. Aber nun war Trinchen Fenzel verheiratet mit einem anderen. Da packte ihn die Sehnsucht wieder nach der Heimat.

„Weil ich ein verständiger Mann bin, Frau Lensing, möchte ich wieder heim! Der Herr Wilhelm war immer zufrieden mit mir!“

„Wir alle, Christian! Hätten wir Sie sonst meinen jüngsten Söhnen mitgegeben?“

Das Trosteswort versing nicht.

„Hier bin ich nicht so viel nütze wie zu Hause. Es sind andere Menschen! Man versteht sich gar nicht immer! ... Und mir fehlen die Berge!“

Frau Lensing forschte in Christian Theiß' Gesicht. Das war särfer geworden — männlicher! Die Augen hatten wieder den festen Blick, den sie in der Heimat verloren hatten. Weil das dumme Trinchen Fenzel hinter einem Burschen hergelaufen war, der die Worte besser zu setzen verstanden hatte, und ein wenig mehr besaß als dieser tüchtige Mensch ... Es war gut so, wie es gekommen war. Der Christian hätte mit dem Firlefanz, dem Trinchen, kein glückliches Leben geführt.

„Wie lange sind Ihre Vorfahren schon auf unserem Gute im Werratal?“

„Frau Lensing, ich weiß es nicht! Einer von uns war dort immer Schäfer, und die anderen fanden dort auch ihr Brot über Nacht! Da werden Sie es verstehen, dass ein Mann wie ich es nicht lange in der Fremde aushält! Und außerdem war ich vom Anfang bis zum Ende im Kriege!“

„Und immer ein braver Mann!“

„Es ist darüber nicht zu reden, es liegt uns im Blute!“

Frau Lensing hätte gewünscht, Kurt wäre jetzt hier gewesen und hätte gehört, was der schlichte Mann gesagt hatte. Vielleicht hätte das größeren Eindruck auf ihn gemacht als alle ihre Worte!

„Gehen Sie jetzt essen, Christian. Ueber das, was Sie möchten, sprechen wir noch zusammen. So lange ich hier bin, werden Sie es auch hier aushalten!“

Der Gespannführer erwiederte nichts. Senkte den Kopf und ging aus dem Zimmer.

Ernst kam. Er war, nachdem seine Leute zum Mittagessen hereingefahren waren, noch auf den Feldern geblieben. Er wollte den schweren Druck vom Herzen loswerden. Ihm war's, als schwebte ein Unglück in der Luft. Natürlich war Kurt nach Hamburg gefahren, wollte mit dem Kopf durch die Wand. Und Vira Wernfests Antwort konnte er sich denken. Wenn er sich aber irrte, wenn der Bruder freudestrahlend nach Hause kam und sagte: ich bin glücklicher Bräutigam! Aus der Frau wurde er nicht flug. Und gerade das hatte ihn so sehr in Höhe gebracht! Die gebrechliche Mutter! Wenn für die schwere Tage kamen, ob sie die überstand? ... Er gehörte jetzt an ihre Seite! Und wenn die Frühjahrsbestellung nicht so glatt vonstatten ging, wie es eigentlich sein mußte, so war das sehr bedauerlich, aber nicht zu ändern. Die Mutter! Bei diesem Gedanken stieg ein Haß auf einmal in seiner Brust auf gegen den Bruder. Richtiger Haß! Er wunderte sich. Wie war das möglich? Sie, die fünfundzwanzig Jahre lang in gleichem Schritt und Tritt gegangen waren, hatte diese Hamburgerin auseinandergerissen. Sie hatte es ganz sicher nicht gewollt. Aber es war geschehen. Aus eifersüchtiger Häulei war Haß geworden — noch dazu, nachdem er überwunden hatte. Da riß er die Augen auf, stand da mit offenem Munde. Oder war es nur ein Pflaster gewesen, das seine Mutter mit weicher Hand und guten Worten darüber gelegt, und das nun schmerzhaft abriß? ... Heim jetzt — heim. Weiche Hand und gutes Wort der Mutter legten vielleicht ein neues Pflaster auf die wieder blutende Wunde, das hoffentlich besser hielt.

Das Essen wurde aufgetragen, sobald er nach Hause kam. Hungrig war er wie ein Wolf. Heute morgen hatte er vor Aufregung keinen Bissen herunterwürgen können. Die Mutter sah geschockt da, sagte, wie sehr sie sich freue, daß es ihrem Sohne so gut schmecke.

Als dann abgeräumt war, seine Zigarette brannte, ließ Ernst sich in einen Stuhl fallen, am Fenster, an dem die Mutter sah.

„Du darfst dich nicht erregen, wenn Kurt recht verstört heimkommen sollte!“

„Ich würde mich freuen, mein Sohn!“ —

„Freu-en? ... Das verstehe ich nicht!“

„Es liegt doch auf der Hand, daß ich ihm jetzt schweres Leid wünschen muß!“

Ernst fuhr sich über die Stirn. Seine Augen ließen durchs Zimmer. Hatte sich denn auch der Verstand seiner Mutter verwirrt? „Ich fasse das wirklich nicht!“

Bei schwerer Krankheit greift der Arzt zum Messer, Gott zum Leid! Er brennt die wunde Stelle aus! Wenn er gnädig ist! Bei dir war er schon am Werke! Da ist er glimpflich verfahren!“

„Mein frommes Mutterchen!“

„Es gibt viele Leute, die lachen darüber und halten sich für viel klüger. Sie sollten in sich gehen.“

„Und du wirst es ertragen, wenn — wenn Kurt hastlos zurückkommen sollte?“

„Mehr! Ich würde Gott danken! ... Ich habe nur eine Sorge, daß ihn Gott so schwer straft, daß er den Weg zu seiner Mutter, in dieses Haus, nicht mehr findet!“ Ernst sprang auf, bleich wurde sein Gesicht.

„Das — hältst du für möglich?“

Was ist bei Kranken nicht möglich? Mein Sohn, wirf den Kopf in den Nacken, harre den Dinge, die da kommen werden! Und tröste dich mit der Hoffnung einstweilen: Die Entscheidung steht vor der Tür! Sie wird heute fallen — spätestens morgen!“

Da läufte Ernst Lensing seiner Mutter die Stirn und merckte das Zimmer.

(Forts. folgt.)

Kirschenzeit.

Von Erik Kaiser (Ilmenau).

Nie, daß ich wußte, in den Jahren nach dem Kriege dem Liebreiz dieser Früchte in Anblick und Geschmack begegnet zu sein, ohne dabei von einer Erinnerung heimlich berührt zu werden.

Es war das Jahr 1917, das mich aus dem furchtbaren Chaos des westlichen Kriegsschauplatzes in die Unruh und Freundschaft einer nur wenige Schritte außerhalb von Mühlhausen in Thüringen gelegenen Lazarettstation verschlagen hatte. Alles war schneller gekommen, als ich recht begreifen konnte. Verwundung und Abtransport, so daß ich vor dem jähnen Wechsel und überraschenden Gegensatz wie vor einem bezaubernden Wunder stand und die Tage in dem grünen Paradies mit seinem kleinen, malerischen See von Schwantenteich in einem förmlichen glücklichen Taumel durchlebte. Allein von Kirschbäumen sah ich da in unmittelbarer Umgebung, wie ich ihnen zuvor noch nicht begegnet war. Dazu war es die köstliche Zeit der Reife und Ernte, wo Leitern gelehnt standen an den Bäumen und unten im Rosenkorb und Wannen und Wagen, auch kleine dabei zum Pfundweisen Verkauf der Früchte gleich am Platze, wenn es jemand begehrte. Und wen packte das Verlangen wohl nicht, der vorüberging, für billiges Geld sich den Magen voll zu essen, sich behaglich dabei hinzustrecken ins grüne Gras bei dem herrlichen Sonnenschein im vogelsieddurchklungenen, weiten, ebenen Land mit seinem berückenden ländlichen Frieden! Wir Soldaten genossen es in verstärkter Dankbarkeit, die wir den rastlosen Kampf und den Tod weit draußen im Felde gesehen. Waschwannen voll der köstlichen Früchte kamen als Spende ins Lazarett, wurden verteilt auf die Reihen der Tischchen neben den Betten, daß den Kameraden alleamt nicht nur das Wasser im Munde zusammenließ, sondern auch der Raum von den lachenden Farben der frisch geblühten Ernte freundlich belebt ward. Mancher weitete erst das Auge an dem prächtigen Stillleben, ehe er es bedächtig verzehrte und sich schmunzelnd den Leib danach strich.

Niemals in meinem Leben ist es mir wie damals so stark zum Bewußtsein gekommen, wie köstlich gelegen in der Kirschenzeit mein Geburtstag, wenn auch kein Jahr zuvor und danach eine Schale der liebgewonnenen Früchte auf meinem Gabentisch fehlten. Damals in Mühlhausen aber war der Eindruck an meinem Ehrentag ein geradezu bewegend. Nicht nur daß das Quartier von Kirschplantagen gewissermaßen umschlossen war, auch an der Schwelle jenes strahlenden Junitages, noch bevor man mir von allen Seiten Rosen und gute Wünsche brachte seitens Kameraden und Schwestern und augereisten Anderwandten, da waren es lachende, blonde, rote Kirschen, ein ganzer Sandkast voll, die mich beim ersten Augenausschlag am Fuhrende meines Bettes — wie Feuerblüten aus einem Hüllhorn quillend — grüßten. Alles schließt noch ringsum im weiten Saal. Ein Sonnensträßchen war durchs Fenster gegliett und schimmerete auf der gütigen Spende, die wie von Heinkelmannchen über Nacht still und leise hierher geszaubert schien. Mein Blick feierte ergreifend an dem Liebeswerk, und wohltuend empfand ich hier den Ausdruck eines feinen Taktes, der schon vor Morgengrauen sich um eine Freude bei mir bemüht und nun sich still verborgen hielt. Im Kameraden nebenan, dem Musiker aus Hamburg, entdeckte ich später den Wohltäter. Was hatte er reich gespendet, der so arm an Wohlthat war! Genug, um allen meinen Gästen davon eine erquickende Hand voll abgeben zu können. Ein kleines Mädel war ihm behilflich dabei gewesen, das blonde Töchterlein eines Kirschenbauers, ein rotwangiges Kind, das versteckt sein lehnendes Herz durch die süßen Kirschen zu mir sprechen ließ. Was haben die Früchte so eigen geschmeckt! Hast ist es, als lüge ihr Geschmack mit noch heute auf der Zunge. Oder ist es der unvergängliche Erinnerungsaufschluß an die monnigen Küsse, die verstoßen das blonde Kind und der junge Soldat auf der Bank unterm Kirschbaum tauschten, als es oben in den Zweigen nichts mehr zu pflocken gab?

„Ich möchte doch kein Sultan sein!“

Erinnerungen an Abdul Hamids Hoffnung.

Von Hugo v. Kölle.

Von dem einstigen Sultan Abdul Hamid lagte einmal ein russischer Botschafter in Konstantinopel, er sei der schlauste Diplomat Europas. Er verstand es, in allen internationalen Streitfragen die Vertreter der Mächte mit seltem Geschick gegeneinander auszuspielen, um schließlich als tertius gaudens aus dem Konflikt hervorzugehen. Und der Sultan selbst sagte von sich, daß er klüger sei als seine Gegner, weil er jedem Menschen misstraué. Nach diesem Grundsatz verfuhr er aber nicht nur in Fragen der großen

Politik, sondern noch vielmehr in seinen inneren Angelegenheiten. Er hegte Würdenträger und Minister gegeneinander, so daß sich niemals eine geschlossene Partei bilden konnte. Abdul Hamid litt bekanntlich an ausgesprochenem Verfolgungswahn und witterte überall Anschläge auf sein Leben. Bedienstete und Würdenträger aus seiner Umgebung wußten aus dieser Gemütsverfassung ihres Herrn und Gouverneurs klingenden Vorteil zu ziehen. Wenn der Sultan zum Beispiel nichtsahnend durch die Reihe seiner glänzenden Räume im Vildis-Palast schritt, trat ihm plötzlich ein Kammerherr, ein Diener oder ein Eunuch entgegen, verneigte sich tief und wisperte: „Effendimis, ich bitte, gehen Sie nicht durch die nächste Tür.“ Sofort drehte Abdul Hamid um, zog aus der Tasche ein kleines, rotseidenes Beutelchen und stellte es dem „treuen Diener“ in die Hand. Der Sultan trank viel und oft am Tage türkischen Kaffee, um etwaige Mündigkeit von sich fernzuhalten; er fürchtete sich, am Tage einzuschlafen. Für die Nacht wählte er ja stets eine andere Schlafstelle, damit niemand wisse, wo er zu finden sei. Wenn ihm nun der Kaffee gebracht wurde und er bereits die Hand danach ausstreckte, trat plötzlich irgend eine Hofschränke dazwischen mit den Worten: „Effendimis, bitte trinken Sie nicht diesen Kaffee, ich werde Ihnen einen anderen bringen.“ Der Dienstbeflissene trug den Kaffee hinaus und einige Minuten später brachte er ihn wieder. Der Sultan glaubte, daß sein „treuer Diener“ den wahrscheinlich vergifteten Kaffee fortgegessen habe und ihm nunmehr einen ungefährlichen Kaffee bringe; er drückte ihm dafür das rotseidene Beutelchen in die Hand! Nach Ansicht Abdul Hamids gab es bei Menschen keine Treue als Charaktereigenschaft, man konnte sie nur für klängende Münze kaufen.

Bei dieser frankhaften Angst um seine Sicherheit wählte der Sultan Würdenträger und Diener für eine engere Hofhaltung lediglich nach Maßgabe ihrer Ergebenheit für seine Person aus, ohne Berücksichtigung ihrer Qualifikation für die betreffende Stellung. Wer es verstand, sich bei Abdul Hamid durch Aufdeckung irgend eines erfundenen Komplotts gegen sein Leben bemerkbar zu machen, dem war eine glänzende Zukunft gesichert. So wurde zum Beispiel ein Staatsanwalt bei einem Gerichtshof in Istanbul, weil er einen Pascha, gegen den Abdul Hamid Misstrauen hegte, in den Anklagestand versetzte und ein Urteil auf lebenslängliche Verbannung erstritt, als Lohn zum — Marineminister ernannt! Der Mann war nie Soldat gewesen, geschweige denn Seemann.

In Vildis herrschte eine unglaubliche Mißwirtschaft. Wer nicht den Haushalt des Sultans aus der Nähe kennengelernt, konnte sich keine Vorstellung machen von der unzähligen Verkümmern, die dort getrieben wurde. Minister der Zivilistie des Sultans war zur Zeit, als ich viel in Vildis verkehrte, ein älterer, würdiger Herr, — ein christlicher Armenier! Ich war häufig bei ihm und durfte mich seines besonderen Wohlwollens erfreuen. Von ihm hörte ich, welche enormen Summen der Hofstaat des Sultans verschlang. Aus den kaiserlichen Küchen wurden täglich Zehntausende gespeist. Dabei kamen aber nicht etwa Armenbeisetzungen oder sonstige Wohltätigkeiten in Frage, sondern lediglich diejenigen Menschen, die in irgend einer Art zu Vildis gehören und — allerdings deren sämtliche Angehörige! Der Sultan selbst mit seiner Umgebung und seiner persönlichen Dienerschaft, die 600 Haremsdamen mit ihren Dienertinnen und Eunuchen verschwanden zahllosig gegen die ungeheure Menge der übrigen Effer und — Schmarotzer.

80 Köche arbeiteten allein in der Sultanküche, hunderte in den vielen anderen Küchen von Vildis. Diese Leute waren sämtlich glänzend gestellt, damit jeder einzelne ein Interesse daran hatte, daß der Sultan lange am Leben blieb.

Was an Lebensmitteln nach Vildis geliefert werden mußte, übersteigt in seinen Mengen fast das Begriffsvermögen eines normalen Menschen. Am Fleisch kam nur Hammelfleisch in Frage, und zwar mußten täglich viele hundert geschlachteter Hämme in die Küchen geliefert werden, ebensoviel großes und kleines Geflügel. Der tägliche Bedarf an aller Art von Gemüse und Obst betrug viele Zentner. An all diesen Lieferungen verdienten von oben bis unten alle diejenigen, durch deren Hände die Nahrungsmitte gingen, und von denen sie auf die einzelnen Küchen verteilt wurden; die Preise waren dementsprechend festgesetzt! Um meistens verdienten die Köche selbst. Allabendlich fand man in dem Stadtteil Besiktasch, unterhalb Vildis am Bosporus, einen sämlichen Markt von Fleisch, Geflügel, Gemüse usw. stehen, den die Köche aus Vildis dort mit all den „übergebliebenen“, also unterschlagenen Nahrungsmitteln verstaubten. Hier laufte das Volk billig und gut! Der Sultan wußte es, ebenso der Minister der Zivilistie und alle höheren Beamten des Palais; aber es wurde stillschweigend gesusdet, denn alle, die von diesen Missständen profitierten, konnten ja nur von Herzen wünschen, daß dieser Sultan, der so etwas duldet, noch recht lange lebte!

Eins der wichtigsten Ämter in Vildis, wenigstens in den Augen des Sultans, war das des Kilardchi-Baschi (gleichbedeutend mit dem mittelalterlichen Truchsess), und der alte brave Osman Bascha war sich seiner Würde wohl bewußt. In seinen Händen, bzw. auf seiner Zunge, ruhte ja das Leben des Sultans. Ich war häufig bei ihm, wenn ich nach Vildis kam, und er lud mich dann immer ein, mit ihm zu speisen. So oft ich sein Gast war, sah ich ihn seines Amtes walten. Wenn uns ein Diener eine Speise brachte, trat mit ihm ein anderer ein, der eine silberne Schale mit zwei Henkeln trug, dazu einen passenden Dedel, ebenfalls mit zwei Henkeln. Osman Bascha fuhr mit einem Löffel in jede dieser Schalen und als vor den Augen des Dieners davon eine Kostprobe. Dann wurde der Dedel auf der Schale mittels eines silbernen Drahts befestigt und dessen Enden mit einer Plombe, in die das Siegel Osman Baschas gedrückt wurde, geschlossen. Oben prüfte der Sultan bei jeder Schüssel diese Plombe, ließ dann erst die Schale öffnen und als erst, nachdem der Diener die Worte gemurmelt: „Der Kilardchi-Baschi hat davon gegessen.“ Da ein alltägliches Mittagessen infolge dieses *Hokus-pokus* stundenlang dauerte, denn es folgten sich etwa zwanzig verschiedene Gerichte, die sämtlich in gleicher Weise behandelt wurden, so war Osman Baschas Tag damit fast ausfüllt. Die Zusammensetzung so eines großherzlichen Essens war ebenso wie die Reihenfolge der Speisen für mich durchaus neu. Wenn zum Beispiel mit einem ganzen am Stück gebratenen Lamm, das mit einer Farce von Reis mit Pistazien, Rosinen usw. gefüllt war, begonnen wurde, folgten dann allerhand süße Honiggerichte abwechselnd mit verschiedenen Ragouts, Gemüsen in Öl und anderen Braten von Hammelfleisch. Zum Schlus immer der unvermeidliche, übrigens ausgezeichnete türkische Pilaff (Reis). Es gab niemals eine Suppe, auch keine Kartoffel; Fleisch habe ich in Vildis nie gegessen.

Zu großen offiziellen Festlichkeiten machte ein Wiener oder Berliner Restaurant das Menu und lieferte meist das ganze fertige Diner.

Wenn Osman Bascha einmal an irgend einem Gericht einen nur im geringsten befremdenden Geschmac wahrnahm, spie er die Kostprobe aus und konfiszierte die betreffende Speise, um sie untersuchen zu lassen.

Ich habe den Sultan niemals um sein Mittagbrot von zwanzig Gängen beneidet, ihn aber oft bemitleidet, daß er für die Hunderttausende, die ihn sein tägliches Mahl lösten, nicht einmal den Genuss haben konnte, wie unsereins, der sein Rindfleisch mit Bouillonkartoffeln für sitzt zwei Mark und ohne Angst vor Vergiftungen usw. verzehren konnte.

Sie im Pelz.

Bon Maria Ibele.

In heller Aufregung, ohne Mantel, kam ein junges, blondes Ding in die Schlosserwerkstatt gestürzt.

„Bitte, schicken Sie mir doch gleich jemanden mit! Mir ist die Wohnungstür zugefallen“, schrie sie.

Der Meister schüttete die Achsel; die glaubte wohl, daß er auf sie gewartet habe.

„Die Gesellen sind alle fort und ich selbst habe eine dringende Arbeit“, brummte er.

„Das Essen steht aber doch bei mir zu Hause auf dem Gasherde, am Ende kommt es zu einem Brande“, jammerte die junge Frau. „Kann der Kleine dahinten nicht mitgehen?“

Strahlend löste sich der Lehrbube aus dem Dämmer. Selbstverständlich konnte er mitgehen und eine zugefallene Tür öffnen.

Der Meister gab ihm einen Bund Schlüssel, während die junge Frau aufatmend und voll Eile das Geld für den Gang auf das Fensterbrett zählte.

Richtig im Laufschritt rannten die beiden.

„Zur Vorstube wollen wir aber doch noch unten läuten!“ meinte sie, als sie am Hause waren. „Vielleicht ist mein Mädchen unterdessen nach Hause gekommen.“ Auch oben an der Tür versuchte sie es ein zweites Mal. Es rührte sich aber nichts.

Wie ein Meister arbeitete der eifrige Lehrbube. Schon nach einer Minute sprang der Riegel aus dem Schloß.

Übergliedlich schenkte ihm die junge Frau ein Geldstück, mit dem der Bube hocherfreut über die Treppe hinunterpolterte.

Das junge, blonde Ding jagte dann in die Diele hinein. Jawohl, der wertvolle Persianermantel hing noch im Korridor, wie sie heute morgen, als sie Klöppelpuppen seilbot, bemerkte hatte. Sie riß den Pelz vom Haken, warf ihn über und stülpte, während sie über die Treppe schlitz, eine Mütze auf den Kopf und rannte zur nahen Autohaltestelle.

Die Welt der Frau

Die unsterbliche Gabel.

Von Alice Flechtnar-Lebach.

Auch in unserer schnellebigen Zeit gibt es Dinge, die allen wechselnden Modernisierungen zum Trotz, über alle Strömungen hinweg ihre Geltung behalten. In der Kleidung hält sich beispielsweise mit großer Jähigkeit die gestrickte Kleidung in ihrer dominierenden Stellung, unter den Handarbeiten ist es vor allem die Gabeltechnik. Oft schon tot gesagt, oft schon niedergedrückt von plötzlich austaugenden Neuheiten, hebt sie immer wieder triumphierend ihr Haupt empor. Aber die begnügt sich — zu ihrer Ehre sei es gesagt, nicht allein mit dem Gefühl des Siegestriumphes — sie versucht es auch, sich dieser dauernden Beliebtheit wert zu erzeigen und schafft sich immer neue Gebiete und auf den alten Gebieten immer neue Möglichkeiten.

Es liegt diese Beliebtheit wohl vor allem in der einfachen und doch dem Geschmack volle Freiheit lassenden Technik, in der großen Farbenwahl, die für sie in Betracht kommt und nicht zuletzt in dem Umstand, daß sie noch eine jener Handarbeiten ist, die überall hin mitgenommen werden kann. Gerade das letztere hat sie zu einer so sehr beliebten Sommerarbeit gemacht. Man kann sie in das Gartenkonzert so gut mitnehmen, wie auf die Reise, im Seebad „gabelt“ man — man gabelt angefischt der Berge. Immer hat man das Empfinden, eine kleine, nicht unnötige und sehr hübsch wirkende Arbeit zu leisten, ohne doch in der Erholung oder Unterhaltung gestört zu werden.

Und der Möglichkeiten gibt es viele.

Immer wieder finden sich Gegenstände, die des „Gabelns“ wert und gerade in dieser duftigen Technik so besonders und apart wirken. Die feinen Gabelbürtchen an Kinderwäsche und Kinderkleidchen, die schönen Gabelmilieus in seiner Damenwäsche sind von mir schon einmal früher gewürdigt worden. Heute können wir uns der sommerlichen Stimmung anpassen und sehen was auf dem Gebiete der bunten Gabeltechnik Neues zu finden ist.

Da sehen wir vor allem ein neues Material für Gabelarbeiten, das bisher noch fast gar nicht verwendet wurde — den Seidenbast; in den kostümischen Farben, in allen hauchfeinen Schattierungen bietet er glatt gespannt nur oben und unten segabelt oder in seinen Mustern gehalten einen wunderbar schönen Überzug für Lampenschirme — speziell für solche, die in Veranden, auf Loggien oder Dielen Verwendung finden.

Ganz entzückend sehen diese farbigen kleinen Lampenschirme besonders bei Tischlampen aus. In einer weichen satten Farbe gehalten oder, was zuweilen noch hübscher wirkt, in Abschattierungen finden wir sie in allen möglichen Formen, Kugeln, kubischen Gestalten, abenteuerlichen Dreiecken oder spitzen, an die chinesischen Formen erinnernden Arten. Dahinter ist ganz leichter weißer Muss gespannt, um die Wirkung besonders zart zu gestalten.

Ebenso kann man die beliebten kleinen Handtaschen für die Sommerfrische und die Taschen für Bücher aus Seidenbast gabeln und in dichten Mustern gehalten auf gleichfarbigen Satin oder Seidenstoff aufbringen. Auch Serviettenringe werden in Seidenbast gegabelt, doch sind die aus Wolle hergestellten vorzuziehen. Gegabelte Serviettenringe in der Farbe des Tischuhrandes gehalten sind besonders für Haushaltungen, die viel Gäste beherbergen, sehr praktisch. Sie erhalten für jeden Gast eine besondere Farbenpracht, die nur ihm allein zusteht. Sie sind weich, schmiegsam, schnell hergestellt und sehen apart aus.

In Wolle, Garn oder Kunstseide sind ja die Gabelarbeiten hinlänglich bekannt und es muß schon der Kreis der Gegenstände erweitert werden, soll hier etwas Neues geboten werden. Eine solche Neuerung finden wir in dem gegabelten „Sonnenschirm“. Ein ganz drolliges Ding, das aber so dekorativ ist, daß viele Frauen, die einen solchen Strandschirm noch nicht besitzen, ihn sich vielleicht noch während dieser Sommertage gabeln, bzw. kaufen werden. Die eigentliche Sonnenzeit erwarten wir ja auch noch und gerade gegen die heißen Spätsommerstrahlen wird dieser durchsichtige Schirm, der mildert, ohne abzudecken, gute Dienste leisten. Im Farbenmix auf den Bade- oder Strandanzug gestimmt, vielleicht einige Töne zarter, vielleicht auch vom dunkleren Mittelpunkt nach außen zart abschattiert, bildet er eine reizende Ergänzung zum eleganten Anzug für die Sommer-

frische. Als Material wird meist Kunstseide genommen, doch ist auch mercerisiertes Garn, indanthrengefärbt, zu empfehlen.

Weniger voll und nicht sehr geschmackvoll sind die neuerdings hier und da auftauchenden gegabelten Kleider. Für Kinderkleider und kleine Jäckchen eignet sich die Technik gut, für Sommerkleider will es mir nicht hübsch und auch nicht praktisch erscheinen. Ich sah in diesen Tagen ein gegabeltes Kleid aus weißer Wolle mit korallenroten Häkelbürtchen durchgezogen, es sah wohl eigenartig aus, aber doch mehr nach der Seite des Sonderbaren.

Zu weit darf das Feld nicht sein, das man der Gabel einräumt, aber die heutige Frau wird ja Wahl und Ziel selbst kennen und sich auf Dinge beschränken, die der Technik der Gabel und ihrer praktischen Verwendungsmöglichkeit entsprechen.

Auch ohnedies bleibt der unsterblichen Gabel ein weites Gebiet, auf dem sie hübsche und wirklich zweckentsprechende Dinge leisten kann.

Der „schwarze Mann“.

Von M. Trost.

Eine weitverbreitete, aber äußerst schädliche Unsitte ist es, Kinder durch Erweckung eines Angst- und Furchtgefühls zum Gehorsam erziehen zu wollen.

Wenn du nicht artig bist, holt dich der schwarze Mann, so und ähnlich hört man oft Mütter zu den Kleinen sprechen.

Wer den ängstlichen Ausdruck auf den Kindergesichtern beobachtet hat, mit dem sie sich nach einer solchen Drohung umzusehen pflegen, den fügt ein förmliches Erbarmen mit den armen Geschöpfen, die durch die Unüberlegtheit der Erwachsenen solchen seelischen Schäden preisgegeben werden. Denn nie wird ein derartig eingeschüchtertes Kind seine frohe Unbefangenheit und Sorglosigkeit wieder gewinnen. Oft haftet auch den großgewordenen Kindern noch eine törichte Furcht vor dem Allelein in Zimmern oder bei Dunkelheit an, die immer ihren Ursprung in der Einwirkung von Geschichten hat, die ihnen vom „schwarzen Mann“ und ähnlichen Schreckensgespenstern erzählt worden sind.

Was bezweckt die Erzieherin, ganz gleich, ob es die Mutter selbst oder eine Hausangestellte ist, mit der Einschüchterung des Kindes? Sie will den Gehorsam oder das ruhige Verhalten des Kindes erzwingen, das sie auf anderem Wege nicht zu erreichen glaubt.

Aber sollte eine denkende Mutter sich nicht schämen, so wenig Geltung dem kleinen Kinde gegenüber zu bestehen? Sollte nicht ein freundlicher, im Notfalle ernst gesprochener Verweis genügen, um das Kind gefügig oder ruhig zu machen? Ist das nicht ein Urmutzeugnis, das sich die Mutter selbst gibt, wenn sie zu diesen erfundenen Hilfstrippen greifen muß? Vor allem sollte der Gedanke, dem Kinde seelischen Schaden zuzufügen, eine Mutter davon abhalten, das Kind mit dem „schwarzen Mann“ einzuschüchtern, denn es können bei zarten, schwäblichen Kindern schwere Störungen des Nervensystems daraus entstehen.

Und noch eins, ihr Mütter. Wenn die Kinder älter geworden sind und ihre eigene Urteilsschärfe sie aufgelistet hat, daß es keinen schwarzen Mann gibt? Wollt ihr dann mit dem Makel der Unwahrheit vor ihnen dastehen? Wollt ihr in den Augen eurer Kinder das Urteil lesen, das sie über euch fällen, wenn sie an die angstgeplagten Stunden der Vergangenheit denken, zu denen ihr die Veranlassung gegeben habt? Sie werden nichts sagen, wie sie in ihrem Glauben an eure Wahrsichtigkeit erschüttert sind, aber auch dieser seelische Schaden ist die Folge einer törichten Gedankenlosigkeit, in dem Gerede begründet vom schwarzen Mann.

Frauenleben — Frauenstreben.

Die 8. Rektorin in Groß-Berlin. Frau Nesselmann ist vom Provinzial-Schulkollegium zur Rektorin in Neukölln ernannt worden. Mit dieser Ernennung hat Berlin den 8. weiblichen Rektor bekommen.

Der erste weibliche Bürgermeister in Sachsen. Vor kurzem ist für die Gemeinde Ubstadt im Bezirk der Amtshauptmannschaft Kamenz zum erstenmal eine Frau, Elisabeth von Wilke, als Bürgermeister gewählt worden.